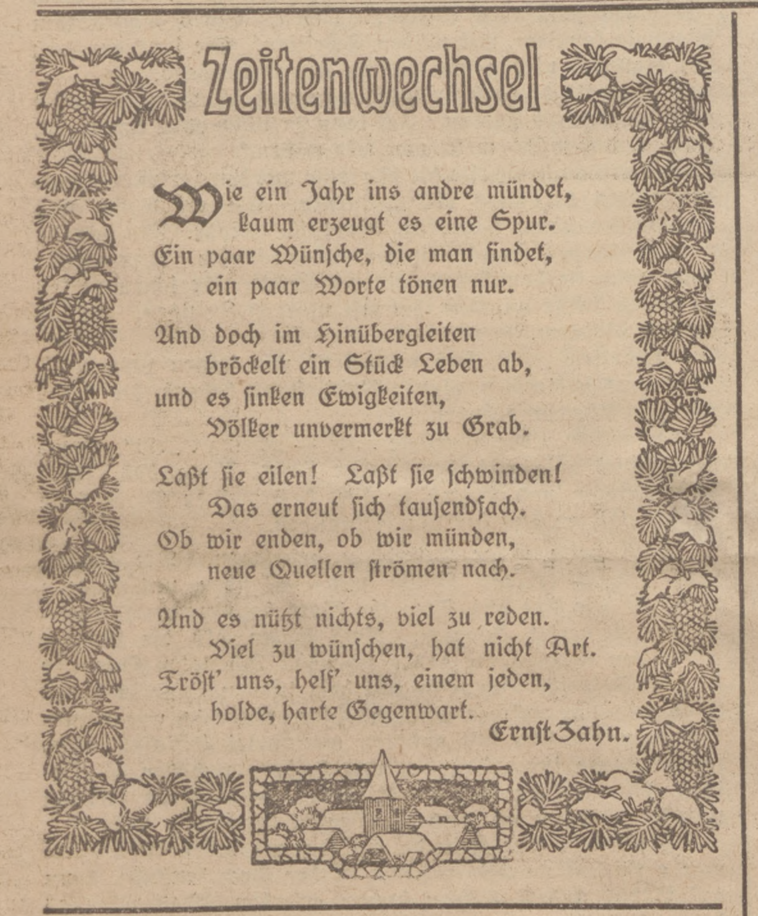
Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 1. Bromberg, den 1. Januar 1930.



Zeitenwechsel

Wie ein Jahr ins andre mündet,
kaum erzeugt es eine Spur.
Ein paar Wünsche, die man findet,
ein paar Worte tönen nur.

Und doch im Hinübergleiten
bröckelt ein Stück Leben ab,
und es sinken Ewigkeiten,
Völker unvermerkt zu Grab.

Laßt sie eilen! Laßt sie schwinden!
Das erneut sich tausendfach.
Ob wir enden, ob wir münden,
neue Quellen strömen nach.

Und es nützt nichts, viel zu reden.
Viel zu wünschen, hat nicht Art.
Tröst' uns, helf' uns, einem jeden,
holde, harte Gegenwart.

Ernst Zahn.

Meerfahrt.

Neujahrsskizze von **Paulrichard Hensel.**

Nach der ersten Woche der langen Überfahrt nach Java war aus der bunt zusammengewürfelten Menge der Passagiere des großen Ozeandampfers eine Gemeinschaft von Männern und Frauen geworden, die sich kannten, von ihren Zielen und Eigenheiten wußten und sich die Zeit des Zusammenlebens so gut wie möglich zu vertreiben suchten. Und vielleicht war es gerade das Gefühl, sich nach einer genau bemessenen Zeit wieder fremd zu werden, gesteigert von der einschläfernden und die Gedanken verzaubernden Fahrt in den Äquatorbreiten, daß manche sich suchten und näher kamen, schneller und formloser, als sie es in der Heimat gewohnt waren. Nur zwei Männer und eine Frau hatten sich von den übrigen abgesondert. Niemand wußte recht, wer die schöne und junge Lilli Graef war und welchem Ziel sie entgegenfuhr. Als sie die Fahrt begann, war sie heiter und freundlich gegen jeden, ein gern gesehener Gast bei den Abendunterhaltungen in den großen Sälen des Schiffes. Dann hatte sie sich unmerklich zurückgezogen und war stiller geworden. Instinktiv, aber auch aus offen ausgesprochenen Worten hatte sie die aufkeimende Liebe zweier Männer gespürt, die ihr wie Schatten folgten, besorgt und gut zu ihr waren und die Gegenwart aller übrigen Reisenden vergessen zu haben schienen. Das war anders als das tändelnde Werben bei Tanz und Sport, es tat wohl, aber es verwirrte auch und machte rotlos, denn Lilli wußte, daß die beiden Freunde waren, und scheute sich, dem einen ein gutes Wort mehr zu geben, was dem anderen weh getan hätte.

Einmal hatte ihr Horst Steiner, der ältere der beiden Männer, offen seine Liebe bekannt. Mit knappen, rückhaltlosen Worten. Da konnte sie ihm nichts anderes sagen als das: „Ich danke Ihnen für Ihre Worte; ich habe Sie gern — und will Sie auch gern behalten. Aber Liebe ist doch etwas ganz anderes . . .“

Klaus Bach, der Jüngere, hatte die beiden über das Deck kommen sehen. Nur um nicht zu stören, nicht um zu lauschen, hatte er sich versteckt — und hatte die Worte der Vorübergehenden gehört: „. . . Ich habe Sie gern . . .“ Nichts weiter. Er hatte die Augen krampfhaft geschlossen.

Seit jenem Tage sprachen die Männer nur wenig miteinander. Aus altem Vertrautsein, aus Freundschaft hatten sie sich zusammengetan, um drüben in Java als Ingenieure weiter zusammen zu arbeiten — nun versteckten sie sich hinter ihren Worten, quälten sich mit ihrem Schweigen, fühlten, wie das Band gelockert, vielleicht schon zerrissen war, und gingen sich aus dem Wege.

Dann kam die Silvesternacht.

Seit dreißig Stunden kämpfte das Schiff mit schwerem Sturm. In den Gesellschaftsräumen war es leer geworden, weil sich die Menschen um ihrer ängstlichen Gesichter willen schämten. Niemand befand sich auf Deck, über das entfesselte Sturzseen brachen, als wolle an diesem letzten Tage des Jahres das Meer noch einmal all seine Übermacht zeigen. Nur Steiner und Bach standen an der Reeling des Promenadendecks. Keiner konnte im Dunkeln des andern Gesicht erkennen.

„Es scheint Gefahr zu sein“, sagte der Ältere.

„Laß sinken! Mag alles mit dem alten Jahr zu Ende gehen!“

Stille. Ihre Hände krampften sich um die eisernen Stäbe.

„Als wir abfuhren, war es anders“, fing Steiner wieder an.

„Als wir abfuhren, kannte ich Lilli Graef noch nicht.“

„Liebst du sie auch?“

„Ich liebe sie sehr.“

Nun war es zwischen ihnen gesprochen. Und wieder diese lastende Stille. —

„In einer Viertelstunde beginnt das neue Jahr. Lilli soll entscheiden.“

Da wandte der Jüngere hart den Kopf. „Nein! Glaubst du, wir geben ihr damit Freude? Warum wollen wir sie quälen —?“

Dies Wort machte Steiner betroffen. Was hatten sie überhaupt in diesen letzten Tagen des Jahres getan, als an sich selbst gedacht und mit ihren Empfindungen und Worten das Mädchen unruhig und befangen gemacht. Was hatten sie getan, um ihr, deren Lachen sie beglückte, das Lachen zu erhalten?

Plötzlich schreckte ihn ein Geräusch auf. „Hörtest du nichts?“

Hastig gingen sie das Deck entlang, sich mühsam aufrecht haltend, und dann sahen sie vor einer Kajütentreppe, von einer Welle oder einer Neigung des Schiffes umgeworfen, den Körper Lilli Graefs am Boden. Erschrocken suchten sie die Ohnmächtige aufzurichten — kein Steward war in der Nähe, keine Möglichkeit zu rufen — „Wie kam sie nur hierher?“ ging es wohl beiden durch den Kopf. Aber sie wußten ja nicht, daß Lilli, als sie die Männer bei diesem Wetter nicht unter Deck fand Angst um sie gehabt hatte, und sie suchen wollte. Mit zusammengebissenen Zähnen, auf den Ellenbogen sich stützend, trugen sie das Mädchen mühsam herab traten ohne Scheu in ihre Kabine: klingelten nach dem Arzt — und standen dann beklommen und still draußen auf dem Gang. Vom Speisesaal her drang der Silvestertusch der Bordkapelle.

In diesen Minuten begriffen sie, was sie im alten Jahre vergessen hatten und was der Neujahrsbeginn von ihnen verlangte: So, wie sie es eben getan hatten, gemeinsam und ohne Neid, dem Mädchen Freund und Helfer zu sein, ohne zu fordern. und doch Dank und Freude zu gewinnen — solange das Schiff die drei in seinen stählernen Wänden zusammenhielt.

Am Neujahrstag legte sich der Sturm. Am Mittag standen drei Menschen nahe dem Bug und sahen mit klaren Augen in die Wolken, die sich über ihnen teilten. Eine reinigende und erfrischende Brise wehte den Schleier der Frau um die Köpfe der beiden Männer — wie das versöhnende und dankbare Streicheln einer lieben Hand.

Der Biedermeier-Sekretär.

Ein Märchen aus der Neujahrsnacht
erzählt von Hans Friedrich.

Es war Silvesterabend. Eifrig schreibend saß Eva an ihrem Biedermeier-Sekretär; sie wollte sich noch im alten Jahr von ihren Briefschulden lösen. Wesentlichen Einfluß auf den Entschluß, anstatt in froher Gesellschaft das neue Jahr am Schreibtisch zu erwarten hatte dieser selbst ausgeübt. Der Weihnachtsmann hatte ihn gebracht. Heute konnte sie sich seiner zum ersten Male in Ruhe erfreuen.

Eva verschloß den letzten Brief. Dann goß sie sich aus der über einer kleinen Spiritusflamme behaglich surrenden Kanne ein Glas Tee ein, knabberte etwas Gebäck und zündete sich eine Zigarette an. So erwartete sie, den Rauchwolken nachsinnend, das neue Jahr.

Da ein leises Klopfen! Eva lauschte gespannt: „Das kam doch nicht von der Tür her?“ — Noch einmal; jetzt erklang es deutlich aus dem Sekretär heraus und schon öffnete sich dessen Geheimfach. Ein altes, runzeliges Männchen, kaum eine Handbreit groß, kam hervor. Es zog sein graues Mützchen, verneigte sich und setzte sich auf die Streusandbüchse.

„Viel Glück im neuen Jahr!“ ließ sich ein dünnes Stimmchen vernehmen. „Ich bin das Seelchen deines Schreibtisches. Magst du von seinem Schicksal hören?“

Eva, gar nicht erstaunt, nickte, und der kleine Wicht begann: „Vor mehr denn hundert Jahren lebte ich, ein frisches, junges Bürschchen, als Seele in einer schönen weißen Birke. Sie bildete mit vielen Gefährten ein kleines Gehölz bei einem Gutshof in Kurland, der deshalb Birkenhof genannt wurde. Da kam eines Tages der junge Gutsherr mit dem Aufseher der Holzknechte auf meine Birke zu. Schon dachte ich, daß mein Stündlein geschlagen. Doch es kam anders.

„Diese bleibt stehen“, hub der Herr an, und ein frohes Leuchten stand in seinen Augen, „bis die Marie-Luise einmal heiratet. Dann wird ein Teil ihrer Aussteuer aus dem Stamm gefeiert. So umgibt sie, mag sie einst noch so fern von hier weilen jederzeit ein Stück vom Vaterhaus, etwas von der Kraft und dem Segen der heimatlichen Erde, aus der das Holz gewachsen. Es kann ihr Trost und Zuflucht gewähren, sollten einmal des Lebens Stürme allzu heftig über sie hin brausen. Gleich wie die Birken sich immer wieder aufrichten, so lange sie fest im kurländischen Boden wurzeln, wird es auch Marliese gelingen, knüpft dieses Band sie noch an die väterliche Scholle.“

Die Worte erfreuten mich, nicht nur, weil mein Leben dadurch verlängert wurde — konnte ich doch gar nicht wissen, daß Marie-Luise erst an jenem Tage geboren —, sondern auch weil meine Birke und ich eine besondere Aufgabe erhalten hatten. Ich durfte mich mit Recht freuen, denn es war ein liebes Mädelchen, dem wir einst dienen sollten. Schon mit vier, fünf Jahren kannte die Kleine „ihre“ Birke. Sie hatte uns lieb, streichelte die weiße Rinde des Baumes und hielt Zwiesprache mit mir. An jedem ihrer Geburtstage wurden wir mit einem Kranz geschmückt.

Auch als Marie-Luise heranwuchs, blieben wir Freunde. Dann kam eine Zeit, da fand sie besonders oft den Weg zu uns, einen eigenen Glanz in ihren blauen Augen. „Du wirst wohl bald sterben müssen, liebe Birke“, sagte sie einmal. „Sei mir nicht böse!“

Wie kannte sie uns schlecht! Wir freuten uns auf den Tag, an dem wir uns dem Mädel schenken konnten, wußten wir doch, daß wir nicht sterben, sondern uns nur zu neuer Gestalt wandeln würden, um ihm stets nahe zu sein. Doch das schien noch gute Weile zu haben. Eines Tages kam Marliese langsam, mit müden Schritten. Sie sank am Fuß des Baumes nieder und weinte herzzerbrechend.

„Niemals brauchst du nun zu fallen“, schluchzte sie. „Ich aber werde bald sterben. Ich kann ja nicht ohne ihn leben, und er will nichts mehr von mir wissen.“

Behutsam streichelte die Birke sie mit den zartesten Zweigen. Das beruhigte die Weinende. Sie erhob sich und lehnte ihre heiße Stirn an die kühle Rinde. So sah sie nicht, daß ein schmucker junger Mann nahte. Der weiche Sand dämpfte den Schall seiner Schritte. Er schien ratlos zu suchen. Wir winkten ihm mit unseren Zweigen. Da sah er das Mädchen.

„Marliese . . .“, kam es bittend von seinen Lippen. — Die schrak zusammen wurde bleich, stand bebend, die Arme wie zur Abwehr erhoben.

„Marliese. liebe Marliese . . .“ — „Heinz . . .?!“ Staunend, ungläubig und doch voller Jubel klang das. Und dann herzten und küßten sie sich, daß meiner Birke helle Freudentränen aus der Rinde drangen.

Bald hatte unser Stündlein geschlagen. Die jungen Leute schmückten den Baum mit Girlanden und bunten Bändern ehe Axt und Säge ihr Werk begannen. Wir verspürten keinerlei Schmerz. Auch später, als die Bretter geschnitten wurden, tat das nicht weh. Ich nahm Quartier in dem Sekretär und reiste mit dem jungen Paar in dieses Land fern von unserer Heimat. Hier erlebte ich mit meiner Herrin und später mit anderen mancherlei Schicksale. Ich wurde Zeuge ihrer Freuden und Leiden, auch der geheimsten. Vor meinen Augen vertrauten sie ja ihren Briefen und Tagebüchern an, was die Herzen bewegte.

Dann kam eine Zeit, da mußten wir die schönen Zimmer verlassen, wurden zunächst in der Fremdenstube, dann auf Böden und Speichern herum gestoßen. Fast wäre es sogar einmal um mein Leben geschehen gewesen. Eine häßliche Stimme hörte ich sagen: „Dies alte Möbel steht nur im Wege man sollte es verbrennen. Wer hat denn heute noch so etwas? Jetzt ist doch Jugendstil Mode.“ Ich habe nie erfahren. was uns damals rettete.

Erst vor wenigen Jahren wurde mein Leben wieder schöner. Ein junger Mann, vielleicht ein Dichter, kam mit anderen auf den Speicher. Sie hatten geerbt und wollten teilen. Unter dem Spott der anderen wählte der Dichter den Sekretär. Grobe Fäuste griffen zu. Doch ein alter Mann, der Führer der Umziehleute, sagte: „Vorsichtig, Jungens faßt sachte zu! So ein altes Stück Möbel hat auch eine Seele. Seht's euch an. wie die Handwerker sie einst mit Liebe und Freude am Schönen hineingearbeitet haben. Das ist etwas anderes als manche neumodische Fabrikware.“

Jetzt diene ich nun dir, Evchen. Alt bin ich zwar geworden, aber ich fühle noch immer die Verbundenheit mit der heimatlichen Scholle. Das erhält mir die Kraft, auch deine Freuden zu teilen, dir Zuflucht zu gewähren im Leid. Habe nur immer Vertrauen zu mir! So ein alter Knabe weiß für viele Dinge guten Rat. — Doch meine Stunde ist abgelaufen. Erst in der Neujahrsnacht des nächsten Jahres wirst du mich wiedersehen, doch nahe bin ich dir allezeit. Lebe wohl!“

Damit verschwand das Männlein in seiner Behausung. Unter leisem Surren schloß sich das Geheimfach . . . Eva erwachte . . Die Uhr im Nebenzimmer schlug die erste Stunde des neuen Jahres.

Woher stammen die Silvester-Pfannkuchen?

Historisches aus dem Küchenreich.

Wenn die Hausfrau zu Silvester das leckere, kugelförmige Hefegebäck bereitet, das man als „Berliner Pfannkuchen" oder „Braunschweiger Prillecken" oder „Hamburger Pförtchen" oder in Süddeutschland als „Krapfen" kennt und das allgemein geschätzt wird, so denkt sie wohl schwerlich daran, daß sie etwas tut, was vor etwa 2000 Jahren schon Hausfrauen getan haben und daß sie also sozusagen eine historische Handlung fortsetzt. Aber es lohnt sich wirklich, einmal dem Pfannkuchen oder Krapfen auf seinem langen und wechselvollen Wege durch die Jahrhunderte nachzugehen.

Man nimmt vielfach an, daß der Krapfen seinen Namen von einer Frau bekommen habe, nämlich von einer Wirtin namens Cäcilie Krapfen, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Wien lebte und so schmackhafte Kuchen zu bereiten verstand, daß ihr Gasthaus zu einem der beliebtesten Treffpunkte für alle die Leute wurde, die gerne etwas Gutes essen. Man „riß" sich um das Gebäck, das Frau Cäcilie herstellte, und ihr Ruhm drang weit über die Grenzen ihrer Vaterstadt hinaus. In Wien selber wurde das von ihr verfertigte Gebäck aber in einer Abkürzung ihres Namens „Cillikugeln", d. h. Cäcilienkugeln„ genannt; die kunstreiche Bäckerin fand zahlreiche Nachahmer, und Ende des 18. Jahrhunderts bestand in Wien sogar eine ganze Zunft solcher Krapfenbäcker, deren Mitglieder samt und sonders behaupteten, das allein echte Rezept für die Cillikugeln von der ursprünglichen Herstellerin ererbt zu haben. Der Name „Krapfen" aber hat eine andere Bedeutung, und die Entstehung des Gebäcks ist noch viel älter.

Die alten Römer besaßen schon ein dem heutigen Krapfen sehr ähnliches Gebäck, das sie „globuli", Kügelchen, nannten. Aus dem Jahre 149 vor Christi Geburt ist uns ein römisches Rezept hierzu überliefert, nach dem Milch und Mehl zu einem Teige verrührt und zu etwa kinderfaustgroßen Kugeln verarbeitet wurden. Diese wurden in siedendem Schmalz gekocht, wobei man sie fleißig umwenden sollte. Danach wurden sie mit Honig bestrichen und mit Mohn bestreut.

Den Namen Krapfen bekam dieses Gebäck im Mittelalter, nämlich aus dem Worte „Chraphun", d. i. Haken. Damals pflegte man sie nämlich länglich zu formen und ihnen zwei Spitzen zu geben, von denen die eine nach oben, die andere nach unten gebogen war. In dieser Form hatten die Krapfen, die damals nicht gesüßt wurden, noch eine besondere Mission zu erfüllen. Es gab im 12. Jahrhundert nämlich noch keine Gabeln, und so pflegte man zu den Gerichten die Krapfen zu reichen, mit deren Spitze man die Fleischstücke aufhob und so Speise und Gabel zugleich verzehrte. Sogar dichterisch verherrlicht wurden die Krapfen in jener Zeit, denn der große Sänger des Mittelalters, Wolfram von Eschenbach, widmet ihnen in seinem Epos „Parzival" einige Verse.

Allmählich erst entwickelte sich das Gebäck zu seiner heutigen Gestalt. Im 18. Jahrhundert fing man an, die Krapfen mit Fruchtmus und dergleichen zu füllen und sie außen mit Zucker zu bestreuen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war der Krapfen zu einer förmlichen Modeerscheinung geworden, und man überbot sich in Versuchen, ihn zu einer kostspieligen Leckerei zu machen. Das ging so weit, daß z. B. in Nürnberg der hohe Magistrat eine Verfügung erließ, nach der das „unmäßige Völlern und Krapfenbacken" verboten wurde. Insbesondere wurde es untersagt, allerlei Pretiosen in die Krapfen mit hineinzubacken, womit die Gäste beschenkt wurden und wodurch mancher Elegant, der die Mode mitzumachen wünschte, sich finanziell ruinierte.

Später wurde der Krapfen oder auch Pfannkuchen in manchen Teilen Deutschlands zu einem ausgesprochenen Fastengebäck. In anderen Gegenden ist er das beliebteste Silvestergebäck zum Kaffee wie auch zum Wein oder Punsch. In Tirol gilt er stellenweise sogar als Liebesorakel: Ein Freier erfährt durch ihn, ob er der Angebeteten willkommen ist oder nicht. Er findet sich nämlich abends in der Küche ein, wenn der Gegenstand seiner Wünsche Krapfen bäckt. Ist er erwünscht, so werden ihm einige der schmackhaften Kugeln noch warm angeboten, andererseits kann er sich einen verblümten Korb mit nachhause nehmen. In Ostfriesland wird die Form der Krapfen, dort auch „Ballbäuschen" genannt, als Neujahrsorakel gedeutet.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(16. Fortsetzung.

Meier war unterdessen so von Indianern umgeben, daß ihm Reiwald nicht beikommen konnte, während Cruzado schon lange seinen Poncho auf den Boden geworfen und sich darauf ausgestreckt hatte. Endlich verlor er sich einmal an die eine Seite des Hauses, wohin man leichter gelangen konnte, und der Deutsche benutzte diese Gelegenheit, drängte sich bis dahin vor und sagte, seine Hand auf Meiers Schulter legend:

„Entschuldigen Sie, aber ich glaube, vorhin gehört zu haben, daß Sie ein Aleman wären, wie man es hier nennt, ist das wahr?"

„Bitte", sagte Meier, sich lächelnd nach ihm umdrehend, „hatte schon das Vergnügen, in Valdivia Ihre werte Bekanntschaft zu machen."

„Also doch!" rief Reiwald, erfreut ihm die Hand schüttelnd, „Sie sprechen Spanisch?"

„Ich sollte eigentlich; denn ich befinde mich schon eine lange Weile in diesem gesegneten Lande."

„Und wo kommen Sie jetzt her?"

„Von Valdivia."

„Und wollen —?"

„Nur eine kleine Vergnügungstour", sagte Meier ausweichend, „alte Freunde besuchen, — einmal wieder ein paar Tage im Sattel sitzen. Das verdammte Holzhackerleben kriegt man am Ende satt."

„Sie sind verheiratet?"

„Woher vermuten Sie das?" fragte Meier erschreckt.

„O, ich meine nur", sagte der Deutsche, „weil mir früher einmal gesagt wurde, daß die Deutschen, sowie sie den Fuß in ein fremdes Land setzen, auch gewöhnlich gleich heiraten."

„Manche tun es". sagte Meier nach einigem Zögern, „aber es ist das Gefährlichste, was ein Mann hier tun kann."

Reiwald lachte und wollte eben etwas darauf erwidern, aber der verteilte Tabak war aufgebraucht, und von verschiedenen Seiten drängten Indianer heran, alle mit den unabweisbaren Hörnern in der Hand und neues Material verlangend. Diese Forderungen wurden aber in so liebenswürdiger, gemütlicher Weise gestellt, und die Leute zeigten sich dabei so anspruchslos und bescheiden, — nur so viel verlangten sie, als sie zwischen den Fingern halten konnten, — daß es ihnen der Deutsche nicht versagen mochte. Aber trinken mußte er außerdem, und der Kopf begann, ihm schon schwer zu werden.

Dadurch war aber auch der alte würdige Kajuante auf vielleicht den im Kasten liegenden Tabak heute abend nicht
vielleicht den im Ksten liegenden Tabak heute abend nicht
mehr anschneiden, und der davon zurückbehaltene war durch seine Familie verbraucht worden.

„He, Alemanes!" rief er, den Kopf hoch erhoben, über das Feuer hinübersehend, „hierher! Kommt einmal hier her, ihr müßt trinken! In meinem Hause soll niemand verdursten. Trinken sollt ihr."

„Was der Alte nur für einen Magen und Schädel haben muß," sagte Reiwald, dem Meier die Worte übersetzte, seufzend. „Seit ich ihm zugesehen, hat er jedenfalls genug Branntwein verschluckt, um drei gewöhnliche Menschen unter den Tisch zu werfen. Doch was hilft's, wir müssen Seiner Majestät wohl Folge leisten."

„Ihren Freund wollen wir mitnehmen!" sagte Meier.

„Gewiß!", lachte Reiwald. „Der kann auch nicht viel vertragen, und wenn ich denn morgen absolut einen Katzen-

jammer haben soll, so will ich ihn doch wenigstens nicht allein tragen."

Der Kazike wurde schon ungeduldig, und Reiwald drängte sich zwischen den dort überall herumliegenden und sitzenden Menschen durch, um zu Doktor Pfeifel zu gelangen. Dieser begann eben zum Rückzug zu blasen, indem er sich ein paar Schaffelle zueignete und gerade im Begriff schien, sein Lager zu machen. Er fing an, müde zu werden und die Gesellschaft satt zu bekommen. Man hatte auch wirklich genug, wenn man ihr ein paar Stunden zugesehen, und unten am Boden war außerdem der Qualm nicht so erstickend, als wenn man aufrecht dazwischen stand. — So wohl sollte ihm aber noch nicht werden; denn Reiwald ließ keine Entschuldigung gelten. Der Kazike befahl, und sie mußten gehorchen. Des Doktors Arm ergreifend — dem er übrigens den neugefundenen Deutschen vorstellte, suchte er sich Bahn zu machen.

„Halb zog er ihn — halb ging er mit",

und wenige Sekunden später standen sie vor der immer heiterer werdenden Majestät, die ihnen schon von weitem das gefüllte Glas entgegenhielt. Scherasmin hätte sich kein besseres wünschen können.

„Da trinkt, Alemanes", rief er dabei. „Alle Alemanes müssen trinken, — gute Leute, — Pehuenchen sind Freunde, kommt, — du da, Don Carlos, fang einmal an!"

Don Carlos ließ sich nicht lange nötigen, — er konnte einen guten Schluck vertragen, und wußte, daß sich der alte Kajuante über nichts so freute, als wenn man seiner ehrenvollen Einladung tüchtig folgte. Er nahm daher das Glas, hob es sehr artig gegen die Damen auf, — welche Sitte die Indianer ebenso haben wie wir, — und ließ die nicht unbeträchtliche Quantität Feuerwasser, — denn das Glas war zum Überlaufen voll, — mit einem Schwung und Schluck verschwinden.

„Sehr gut!" rief der alte Kazike. „Don Carlos, du bist ein ganzer Kerl und kannst es jeden Tag mit einem Pehuenchen im Trinken aufnehmen! Und nun du, Amigo, wie heißt du?"

„Reiwald, Sennor!"

„Reibel, sonderbarer Name!" sagte der Alte, mit dem Kopf schüttelnd. „Aber schadet nichts, — hier, Don Reibel, trink und mache es ebenso!"

Das Glas war im Nu wieder gefüllt, denn aller Augen richteten sich auf den Fremden. Es wurde ihm hingereicht; Reiwald zögerte aber. Er hatte heute abend schon mehr an Spirituosen verschluckt, wie sonst in einem ganzen Monat, und das scharfe Getränk stieg ihm nicht allein in den Kopf, sondern brannte ihm auch wie Feuer in der Kehle. Aber was half's? Er saß einmal in der Falle und konnte nicht mehr zurück. Mit einem sauer-süßen Gesicht nahm er das Glas, betrachtete es zweifelhaft und wollte es mit einem ebensolchen Zug hinunterschlucken wie sein Vorgänger, aber das hatte schreckliche Folgen. Dazu gehört nämlich eine ganz besondere Geschicklichkeit, die Reiwald nicht besaß. Schon der erste Schluck kam ihm, wie wir zu sagen pflegen, in die falsche Kehle. Er wollte die Hand vorhalten, — wollte den Kopf abdrehen, — zu spät. Mit einem wahren Schuß kam es sprudelnd wieder heraus, und zwar das meiste über den alten Kaziken hin, der der Sturzflut mannhaft standhielt, und nicht einmal böse darüber zu werden schien.

Im ersten Moment drückte er allerdings die Augen zu und fuhr mit dem linken Arm und dem Poncho in die Höhe, wonach er sich, während die Indianer ein schallendes Gelächter ausstießen, sorgsam das Gesicht abwischte; aber er lachte dabei und rief:

„Hallo, mein Freund, das kommt bei dir rascher wieder heraus, als du es einschüttest. Hier, gibt das Glas her, du weißt nicht damit umzugehen. Wollen sehen, ob dein Freund es besser kann."

Reiwald, in der peinlichsten Verlegenheit, wollte eine Entschuldigung stammeln; aber in welcher Sprache? Deutsch verstand der unselige Wilde ja nicht, und Spanisch? — Mit den wenigen Worten, die er wußte, hätte er sich nur noch lächerlicher gemacht. Außerdem ließ ihn der verzweifelte Husten gar nicht zum Reden kommen, und nur in den Pausen hörte er das noch fortdauernde schallende Gelächter der verdammten Rothäute.

Jetzt kam der Doktor an die Reihe.

„Wie heißt du, Amigo?"

„Doktor Pfeifel!"

„Bist du ein Doktor?" rief Kajuante rasch und erfreut. Und als der Deutsche nickte, fuhr er lebhaft fort: „Gut, sehr gut! Du mußt eine Zeitlang bei uns bleiben, sollst zu trinken haben, so viel du willst, und kannst die Frauen und Kinder kurieren. Da nimm, Amigo, — nimm, Doktor, — guter Doktor!" Und er reichte ihm mit der dicken, sehnigen Hand das Glas hinüber.

Der Doktor ließ sich Reiwalds Mißgeschick zur Warnung dienen; er trank vorsichtig und in kleinen Zügen, leerte auch das Glas ohne weiteren Zwischenfall und wollte sich dann mit einer Verbeugung zurückziehen. Aber so bald kam er nicht los.

„Nein, bleib hier, Amigo!" winkte ihm Kajuante zu. „Da, — da setze dich hier, — gleich hier, — wir wollen jetzt beieinander bleiben. Doktor! Doktor ist sehr gut, sehr gut, — da trinke noch einmal!"

Der Doktor sah, daß er verloren war, wenn er hier aushalten mußte; aber was konnte er tun? Nur die unmittelbare Aufforderung lehnte er dadurch ab, daß er erklärte, jetzt sei Don Carlos wieder an der Reihe. Das sah der Kazike denn auch ein und reichte diesem das Glas, was Meier keine weiteren Beschwerden verursachte.

„Aber Don Reibel kann nicht trinken!" lachte der alte Kazike. „Weißt du was Don Reibel, mache uns ein bißchen Musik. Jeder Aleman kann Musik machen."

„Was soll ich?" wandte sich Reiwald, der sich kaum wieder erholt hatte, an Meier.

„Ein bißchen Musik machen", sagte dieser trocken.

„Musik machen?" rief Reiwald in unbegrenztem Erstaunen. „Das ist nicht übel! Und womit denn? Ich spiele allerdings Fortepiano, bezweifle aber, daß hier ein derartiges Instrument aufzutreiben ist."

„Sage ihm, er soll Musik machen!" lallte Kajuante, dem die Zunge anfing, schwer zu werden. Meier übersetzte es, der junge Deutsche rief lachend:

„Ich kann sehr hübsch pfeifen, wenn ihm das gefällt."

„So pfeifen Sie ihm etwas!" sagte Meier mit der größten Gemütsruhe. „Musik ist Musik, und die Rothäute sind darin genügsam."

Reiwald sah ihn erstaunt an; die Sache hatte aber auch etwas so unendlich Komisches, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte. Er war aufgeregt durch das starke Getränk und in übermütiger Laune; außerdem kam die Reihe mit Trinken jetzt wieder an ihn. Das Glas war schon gefüllt, und er fühlte, wie er nicht mehr von dem scharfen Stoff vertragen konnte. Wenn er aber pfiff, brauchte er nicht zu trinken, und einen halb verzweifelten, halb komischen Blick über die Versammlung werfend, begann er auf einmal einen munteren Walzer zu pfeifen.

Er besaß darin in der Tat eine bedeutende Fertigkeit; pfeifen kann wohl ein jeder, aber auf das Wie kommt es dabei an. Kaum drang der fremdartige Laut durch den Raum, den bis jetzt noch die Menge mit einem wüsten Lärm, mit Schwatzen, Lachen und halblautem Singen erfüllt hatte, als plötzlich Totenstille herrschte. Es war, als ob die Indianer selbst den Atem anhielten, so regungslos saßen sie da und hörten zu, und des Kaziken breites Gesicht glänzte ordentlich vor Freude. Nicht einmal eingeschenkt wurde mehr; unbenutzt hielt jeder sein Horn oder seinen Becher in der Hand.

Reiwald war selber über die Wirkung erstaunt, die er hervorbrachte. Wie er aber aufhören wollte, rief der alte Kajuante vergnügt: „Noch etwas, noch etwas!" und jetzt pfiff er einen Schottischen, der die Eingeborenen ordentlich elektrisierte. Damit begnügte sich die Gesellschaft noch immer nicht; sobald er schließen wollte, tönte es von allen Seiten: „Noch etwas!" bis ihm endlich die Lippen so weh taten, daß er einen ordentlichen Krampf hineinbekam. Er mußte aufhören. Nun wollte es jeder ebenso versuchen und die gehörten Melodien nachpfeifen, wodurch ein wahrer Heidenlärm unter dem Schwarm entstand.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.